

Mazzini und seine Mutter : 3. Teil

Autor(en): **Werder, Ernestine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **34 (1924)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788688>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tischen Klassizismus. Welcher der drei Ausprägungen des Klassischen der Vorrang gebührt, wird nicht entschieden — Spranger wird es wohl ablehnen, diese Frage, die nur individuell zu lösen ist, überhaupt allgemein zu stellen, zum Verdruss sowohl der Vertreter der religiös, d. h. konfessionell, wie derjenigen der politisch, d. h. parteipolitisch gebundenen Erziehungssysteme. „Klassisch im weitesten Sinne“ nennt Spranger „Darstellungen geistigen Menschentums, die kraft ihrer einfachen, typischen Struktur, kraft ihres überlegenen Wertgehaltes und kraft ihrer anschaulich-plastischen Form geeignet sind, als dauernde Vorbilder in dem geistig-geschichtlichen Lebensstrom, der von ihnen ausgeht, zu wirken.“ Simplizität, Idealität und vor allem Totalität sind die Bedingungen des Klassischen, sein Mittelpunkt: die Form, die alle Seiten des Lebendigen entfaltet und zu einer Einheit von hohem Wertgehalt verbindet. Nur wer an ein festes überzeitliches Bildungsideal glaubt und sich darnach orientiert, ist berufen, jungen Menschen im Ringen um ihre Lebensform beizustehen; die Masslosigkeit des ewig Jungen, die sich mit gleicher Leidenschaft heute für dieses, morgen für jenes Problem erhitzt, wühlt die jungen Seelen vielleicht auf, aber sie vermag sie nicht aus der Verworrenheit in die Klarheit zu führen. Nicht die Maschine, das Kapital, die brutale Gewalt des Stärkern zwingt das Leben, sondern die in eigener Angel ruhende Seele, die sich der auf sie einstürzenden Fülle der Erscheinungen bemächtigt, indem sie sie gestaltet, das Chaos nach ewigen, der Struktur des menschlichen Geistes entnommenen Gesetzen der Form unterwirft. —

Man sieht: die Festschrift für Georg Kerschensteiner erweckt keineswegs den Eindruck einer „Schule“, die sich notgedrungen damit begnügen müsste, die Gedanken des Meisters in Kleingeld umzuwechseln. Gewiss ist jeder der zwölf Aufsätze ein Dank an den Jubilar; und doch bezeugt jeder, der eine in höherem, der andere in bescheidenerem Masse, die eigene Kraft, die keines Gängelbandes bedarf. Und da es zu allen Zeiten das höchste Glück des Lehrers und des Erziehers war zu sehen, wie sich seine Mühe in selbständigem Leben auswirkte, wird Georg Kerschensteiner diese kostbarste Geburtstagsgabe mit zwiefacher Freude aus den Händen der Spender empfangen. Wir teilen die Gefühle der Dankbarkeit, die das schöne Buch entstehen liessen, und beglückwünschen den hochverdienten Mann zu dieser würdigen Ehrung seines Lebenswerkes.

Dr. Max Zollinger.

Mazzini und seine Mutter.

Von Dr. Ernestine Werder.

III.

Dem eigenen Gemahl gegenüber ist Maria Mazzini nicht weniger freimütig und überlegen. Ihr Zusammenleben mit dem Gatten entspricht zwar dem, was man gemeinhin als eine glückliche Ehe zu bezeichnen pflegt. Doch kann man sich kaum grundverschiedenere

Naturen denken. Der gute Professor Giacomo hatte zwar eine jakobinische Vergangenheit — er war zwischen 1797 und 1799 Mitarbeiter des wütend antiklerikalen *Censore Italiano* gewesen —, doch seine eigene Kühnheit hatte ihm bald genug einen heilsamen Schrecken eingejagt, und in späteren Jahren suchte er die gefährlichen Irrtümer seiner Jugend durch streng kirchliche Frömmigkeit und staatstreue Gesinnung gutzumachen. Allerdings war er nicht nur ein treuer Untertan des savoyischen Herrscherhauses und ein guter Freund der Philippinermönche, deren erbauliche Unterhaltung und vorzügliche Ravioli er sehr zu schätzen wusste. Er war vor allen Dingen ein tüchtiger, äusserst gewissenhafter Arzt, der seine Berufspflichten mit grösster Hingabe erfüllte und sich während der Cholerazeit durch so ungewöhnliche Tatkraft und heroische Selbstverleugnung auszeichnete, dass selbst seine Gattin stolz auf ihn war. Aber im Alltagsleben war der Doktor Giacomo das gerade Gegenteil seiner impulsiven, begeisterungsfähigen, stets zu jedem Opfer an Gut und Blut bereiten Gattin. Unfähig, sich in die Gedankenwelt seines Sohnes einzuleben, mag er vor der geistigen Höhenluft, in der seine Gattin und sein Giuseppe atmeten, ein Gefühl des Unbehagens, wenn nicht des Grauens empfunden haben. Der Freiheit hielt er die Menschen im allgemeinen und die Italiener im besondern weder für fähig noch für würdig; die nationale Einheit, für die sein Sohn stritt und litt, schien ihm eine der lächerlichsten Utopien, die je einem kranken Gehirn entspringen konnten. Für ihn gibt es Genueser, Piemontesen, Neapolitaner und andere regionale Individualitäten, aber keine Italiener. Er ist überzeugt, dass so zerrissene Kleinstaaten nie zu einer Nation zusammenwachsen werden, und glaubt eher an ein vom Kosakenstiefel beherrschtes, als an ein republikanisches Europa. Er liebt seinen Sohn auf seine Art. Er bewundert mit väterlichem Stolz seine Begabung und möchte ihn geachtet und glücklich in der Heimat oder doch als Schriftsteller oder Musikkritiker in Wohlstand und Ruhm im Ausland sehen. Er wird nicht müde, ihn aus der Welt seiner Träume auf den Boden der Wirklichkeit zurückzurufen, und möchte ihn zwingen, die Monomanie der Einheitspropaganda und andere fixe Ideen wie bössartige Geschwüre zu extirpieren, um die volle Gesundheit des Geistes und das verlorene Glück wieder zu erlangen. Umsonst ruft Giuseppe Mazzini dem väterlichen Versucher immer wieder sein *Vade retro, Satanas* zu. Umsonst erklärt er, seine Ideen nicht ändern zu können, weil der Zweck des Lebens, religiös betrachtet, nicht Glück, sondern Pflicht ist. „Wenn ich nur politische Ideen hätte, könnte ich sie aufgeben; aber meine Gedanken sind etwas ganz anderes. Für mich sind Republik, Gesetze, allgemeines Stimmrecht nur Mittel. Der Zweck ist die Veredelung des Menschen, die Erziehung der Menschheit, die Vervollkommnung der kommenden Generationen, ein Schritt vorwärts im Verständnis und in der Ausführung des göttlichen Gesetzes. Auf diesem Gebiet gibt es keine freie Wahl, nur Pflicht: strenge, eng umschriebene Pflicht; jeder von uns muss arbeiten, um dieses Ziel zu erreichen, gemäss

seinen Kräften und seinem Gewissen, ohne auf die Folgen zu achten, die daraus entstehen können für ein Leben von wenigen Jahrzehnten“ (*Epistolario*, VII, 70).

Vater Giacomo versteht diese Sprache nicht. Und da der verstiegene Idealist, der „Wolkenfänger“, wie er ihn nennt, in der Verbannung in bitterster Not steckt und ohne die elterliche Hilfe schwersten Entbehrungen ausgesetzt ist, möchte der Vater seine materielle Abhängigkeit benützen, um den Rebellen durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen! Sein Schicksal ist Gegenstand eines unaufhörlichen, mit Zähigkeit und Raffinement geführten Kleinkriegs im Haus Mazzini. Maria Mazzini setzt ihre ganze Energie und ihre ganze Intelligenz zugunsten des geliebten Flüchtlings ein. Wohl gelingt es ihr von Zeit zu Zeit, dem haushälterischen Gatten beträchtliche Schenkungen, Festgaben, Beiträge für kaufmännische Unternehmungen (die regelmässig Schiffbruch litten und das Los des Verbannten noch trüber gestalteten) zu entlocken, und Papa Giacomo gibt sich sogar willig zur Errichtung eines Testamentes her, das seinen einzigen Sohn gegen alle Zufälle und gegen alle Schwierigkeiten von seiten der Behörden sichern soll. Doch zur Gewährung eines regelmässigen Zuschusses, wie ihn Mama Maria für ihren Pippo ersehnt, lässt er sich nicht treiben. So hilft sie denn aus eigener Kraft, freudig, grosszügig, eine nie versiegende Quelle. Sie sendet ihm alles, was sie in ihrer Privatschatulle findet, alles, was sie als gute Hausfrau im Haushalt ersparen kann; häufig erhält er von ihr Wechsel, zum Teil beträchtliche Summen. Die mütterliche Sorge wacht immer über ihm, im Grossen und Kleinen. Sie denkt an Deckadressen zur Sicherstellung ihrer Sendungen. Sie lässt ihn materielle Wünsche am Schluss seiner Briefe oder auf besondere Zettel schreiben, um sie den Blicken des gestrengen Vaters zu entziehen. Sämtliche Briefe werden zuerst von ihr gelesen, denn um unnütze Konflikte zu vermeiden, übt sie eine Art häuslicher Zensur aus, und wenn Giuseppe die Vorsichtsmassregeln vergisst, mahnt sie ihn mit zärtlichem Tadel: „Weisst Du, dass ich Dich heute gewaltig schelten muss? Zunächst, weil ich nie erfahre, ob Du Geld in Empfang genommen hast; aber auch, weil Du immer mitten in den Briefen von Sachen und Sendungen sprichst. Warum setzest Du diese Dinge denn nicht an den Schluss des Briefes? Damit ich diese Zeilen wegschneiden kann und niemand unsere geschäftlichen Angelegenheiten sieht. Du weisst doch, dass der Onkel die Briefe liest, und wenn etwas derartiges darin steht, sage ich ihm, dass ich keinen Brief erhalten habe, und beruhige ihn, indem ich ihm sage, dass mir die Freundin Nachrichten von Dir gegeben hat. Achte also darauf, dass Du alles, was Du verlangst oder erhältst, an den Schluss des Briefes schreibst, Strudelkopf, der Du bist! Und nun, nachdem ich Dich ein wenig gescholten habe, umarme ich Dich innig und wiederhole Dir, dass ich Dir ein Geschenk senden werde, das Dir lieb sein wird“ (24. Oktober 1834).

Um den unbekehrbaren Träumer zur Vernunft zu bringen und

es ihm schwer zu machen, die elterliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, verfällt Vater Giacomo von Zeit zu Zeit auf die glückliche Idee, den Sohn, dessen übertriebene Gewissenhaftigkeit er sehr wohl kennt, an seine Kindespflicht zu mahnen und ihm die ökonomische Lage der Familie in den schwärzesten Farben zu schildern: das nahende Alter, die drohende Pensionierung, die rasch abnehmende Zahl der Patienten, Entbehrungen, unter denen Mutter und Schwestern, besonders die kränkliche Francesca, leiden werden. Mutter Maria sucht die lähmende Wirkung dieser Jeremiaden abzuschwächen und dem unglücklichen Sohn Mut einzuflößen, indem sie ihm mit aller Energie erklärt, dass die Schwarzseherei des Vaters jeder realen Grundlage entbehrt und ihre wirtschaftliche Situation glänzender ist als je zuvor, und indem sie ihn, von der ihr und Giuseppe wesensverwandten Cicchina darin unterstützt, inständig bittet und beschwört, ihre Hilfe ohne Bedenken anzunehmen.

Noch weit wichtiger als ihre materielle Hilfe ist für Giuseppe Mazzini die geistige Unterstützung dieser wertvollsten aller Bundesgenossinnen. Sie hilft ihm mit starker Hand über den Konflikt mit dem Vater hinweg, unter dem sein moralisches Zartgefühl ohne sie schwer gelitten hätte. Da sie die väterlichen Mahnbriefe dem Sohn nicht vorenthalten kann, sucht sie den entmutigenden Eindruck dieser kleinlich philisterhaften Ergüsse zu mildern, indem sie es nie unterlässt, der hausbackenen Prosa ihres Eneherrn einen scharfen Kommentar voll sprudelnden Witzes hinzuzufügen: „Höre einmal das Gerede, das einen Hund zum Lachen reizen könnte! Der gute Mann will Dich bekehren! Er ist närrisch, dass er sich so das Gehirn zerquält, um diese Torheiten herauszupressen, die er Deinen göttlichen Inspirationen entgegenstellen will. Geh, Pippo, ärgere Dich nicht über Papas Einbildungen; geh mutig vorwärts auf Deinem Weg; Gott hilft Dir; Deine Mutter steht Dir zur Seite; der Sieg und die Zukunft werden Dir lachen. Lassen wir die Zweifler schwatzen, die Kleinmütigen, die ihrer Natur gehorchen, aber nie den Auserwählten des Herrn den Weg abschneiden können“ (Luzio, S. 16).

Giuseppe Mazzini hat den Wert dieses mütterlichen Vertrauens zu schätzen gewusst; sein Herz überströmt von unendlicher Dankbarkeit für die Mutter, die ihm so nahe steht: „Du verstehst mich,“ schreibt er ihr, „für den Vater und für alle, die mich nicht verstehen“ (*Epistolario*, VII, 458). Und nicht nur im nie endenden Kampf mit der Sancho Pansa-Natur seines Erzeugers, auch im härteren Kampf gegen die feindliche Umwelt reicht sie ihrem angebeteten Sohn immer wieder die rettende Hand. Ihr Glaube an seine göttliche Sendung ist unerschütterlich. Sie sieht in ihm einen Auserwählten Gottes, der für sein Volk und die Menschheit Grosses zu leisten bestimmt ist. Sie weiss, dass Gott ihn liebt und ihn zum Siege führen wird, weil er zu jedem Opfer für seine Mitmenschen bereit ist. — „Du kennst das Opfer in allen Arten und Formen, aber Gott hat Dir immer Heldenkraft gegeben, um es zu ertragen“ (31. Jan. 1837). — „Zwei grosse, seltene Eigenschaften wohnen in

Dir; Gerechtigkeit und wahre, von allen egoistischen Tendenzen freie Liebe . . . Mehr oder weniger denkt jeder Mensch in verschiedener Form zuerst an sich selbst und seine Interessen . . . Wenn wir ein auserwähltes Geschöpf kennen lernen, das von Leidenschaften und Selbstsucht frei ist, das nur an das Wohl anderer denkt, müssen wir es da nicht bewundern und verehren?“ (31. März 1838). Die heroische Seelengrösse dieser Mutter offenbart sich von dem Augenblick an, da Gefangenschaft und Verbannung ihr den Sohn rauben. Klar erkennt sie ihre Pflicht. Kein Wort der Klage kommt über ihre Lippen. Tapfer drängt sie den Schmerz zurück und versagt sich sogar den Ausdruck mütterlicher Zärtlichkeit, denn kein Wort von ihr soll ihn schwächen. „Ich verhülle meine Seele vor Dir aus wahrer und unvergleichlicher Liebe, die ich für Dich hege . . . ich mache es mir zum Gesetz, Dir zu verschweigen, wie teuer Du mir warst und bist, denn jeder hat seine eigene Art zu lieben“ (5. Mai 1836).

Ihre Frauennatur ist ihm im Dulden und Schweigen überlegen. Als ihr der Tod ihre treueste Verbündete im Kampf gegen den verständnislosen Gatten raubt, ihre kluge, warmfühlende, ihr selbst und ihrem Giuseppe so nahestehende Cicchina, gibt ihr die Liebe zu ihm Kraft, ihr Herz zum Schweigen zu bringen. Wochenlang verschweigt sie ihm die traurige Nachricht, plaudert mit ihm mit gewohnter Heiterkeit und sucht ihn langsam auf das Unvermeidliche vorzubereiten und seine allzu feinfühligte Seele so in ihre Liebe einzuhüllen, dass er den harten Schlag ertragen lernt. Nicht an ihren Schmerz denkt sie, nur an den seinen. „Ich will nicht, dass Du darüber nachdenkst, wenn Du allein oder im Bett bist: weise den Gedanken von Dir und sage: ich tue es, um meiner Mutter zu gehorchen . . . Die Sorge um mich soll Dich nicht quälen; denke, dass ich wahre Freunde habe“ (16. Febr. 1838). Sie fürchtet, dass die seelische Erschütterung, unter der er in seiner Einsamkeit doppelt leidet, seiner Gesundheit schaden wird: „wenn ich erfahren werde, dass es Dir gesundheitlich gut geht, werde ich die Stirn mutiger dem göttlichen Willen beugen. Denn allein der Gedanke, Dir die Übel des Lebens wenigstens teilweise zu erleichtern, gibt mir Kraft und hat mich bei jeder Gelegenheit Wunder an Energie vollbringen lassen, da ich mir sage, dass mein Sohn vielleicht meine Hilfe braucht. Diese Idee ist mir ein mächtiger Talisman in unserem Unglück“ (1. März 1838).

Als ihn nach dem unnützen Todesopfer seines geliebten Jacopo Ruffini schwere Zweifel an sich selber und an seiner Sendung quälen, als er unter der Last der Selbstanklagen zusammenzubrechen droht und fürchtet, allen, die ihn lieben, zum Verhängnis zu werden, rettet ihn diese männlich starke Mutter mit ihrem Glauben und ihrer unendlichen Liebe: „Diesen Gedanken, der Dich in Deiner Traurigkeit verfolgt, werde ich immer mit aller Kraft bekämpfen. Du glaubst, dass jeder, der Dich liebt, notwendigerweise dadurch unglücklich wird. Weisst Du denn, ob die Vorsehung nicht diese alle durch ihre

Liebe zu Dir vor schwererem Unglück bewahrt? Wozu wären sie vielleicht bestimmt, ohne diese Liebe? ... Wie viele mag Deine edle Lebensführung aus Verirrungen emporgerissen haben! Es ist unmöglich, dass aus tugendhafter Ursache wahre Übel entstehen, wenn es auch oft so scheinen mag. Fern sei dieser unselige Gedanke von Dir! Denke nur an die Güte Deines Herzens, um ihn zu verjagen aus Deiner vor langer Qual zermürbten Phantasie. Ich möchte Dir nicht verbieten, es mir jedesmal zu sagen, wenn Du Dich unglücklicherweise niedergedrückt fühlst, aber ermahnen will ich Dich, gerechter gegen Dich selbst zu sein“ (11. Aug. 1836). — „Du hast keinen Glauben,“ ruft sie ihm immer wieder zu, „ich aber habe den vollen Glauben“. Sie glaubt nicht nur, sie weiss, dass Gott die Macht der Finsternis verscheuchen und seinen Auserwählten zum Sieg führen wird. Sie weiss, dass ihr Sohn sein Ideal zu verwirklichen und sein Volk zu befreien bestimmt ist; unerschütterlich hofft sie, dass Mitwelt und Nachwelt die Reinheit seines Strebens und die moralische Grösse seiner Persönlichkeit anerkennen werden, und dass auch ihr das Glück zuteil werden wird, ihren geliebten Sohn im befreiten Vaterland wiederzusehen. Doch weist sie mit Danteschem Stolz den Gedanken an eine Heimkehr unter entwürdigenden Bedingungen zurück. Keine Amnestie, nur der Triumph seiner Ideen soll ihn in die Heimat zurückführen. Ihr Herz und ihr starker Wille weisen ihr in kritischen Momenten den rechten Weg. Sie kennt kein Schwanken, kein Paktieren, keine unwürdige Unterwerfung. Als Eleonora Ruffini sich herbeiliess, die königliche Gnade für ihre Söhne zu erflehen, versagte sich Giuseppe Mazzini jedes leiseste Wort des Vorwurfs gegen die Jugendfreunde und ihre Mutter, aber Maria Mazzini blieb hart und liess die alte Freundin die volle Last ihrer Verachtung fühlen.

Mit zornigen Worten verurteilt sie die Lethargie, die unter den Intellektuellen herrscht, die Erbärmlichkeit der lombardischen Gelehrten, die die Protektion des Kaisers von Österreich annehmen und sich zur Mitarbeit am Istituto Lombardo hergeben. Auch Silvio Pellico wirft sie die Weichheit seines Charakters vor, und sie spottet über die Männer, die durch die neue Bartmode wie stolze römische Republikaner aussehen und doch nur Weiber sind.

Neben diesem stolzen Glauben, dem sie mit männlicher Kraft und Härte Ausdruck gibt, enthüllen ihre Briefe eine unerschöpfliche Fülle mütterlicher Zärtlichkeit, die um so tiefer ergreift, je zurückhaltender und keuscher sie sich äussert.¹⁾ Ihrer physischen und geistigen Ähnlichkeit mit dem Sohn ist sie sich mit strahlender Mutterfreude bewusst. Giuseppe hat ihre Züge, ihr Haar, ihre Blässe, ja selbst das kleine schwarze Muttermal in der Nähe des Mundes. Auch seelisch weiss sie sich eins mit ihrem Sohn. Eine vollkommenerer Charakterähnlichkeit ist in der Tat kaum denkbar. Sie leiden beide

¹⁾ Der Gedanke, dass neugierige Augen in das Heiligtum ihres Muttergefühls eindringen, und unberufene Ohren ihre Zwiegespräche mit dem Sohn belauschen könnten, war ihr unerträglich.

unter der gleichen, bis zur Hyperästhesie gesteigerten quälenden Sensibilität, die gleiche rastlos arbeitende Phantasie lässt sie jedes Übel zum voraus auskosten und fügt zu den tatsächlichen Leiden ihres harten Lebens die Folterqualen der vorausschauenden, alles miterlebenden und nichts vergessenden inneren Vision. Beider Innenleben ist unendlich reich. Mutter und Sohn klammern sich mit unerhörter Zähigkeit an ihre Ideen und lassen sich in ihrem Glauben nicht erschüttern, auch wenn alles zusammengebrochen ist und ihr aussichtsloses Festhalten am Ideal dem Durchschnittsmenschen als Wahn erscheinen muss. Beide wenden sich mit gleich verachtender Gebärde von der mittelmässigen Umwelt ab und ziehen sich schweigend in stolze, selbstgewählte Einsamkeit zurück. Beide verschmähen die leichte Befriedigung oberflächlichen Verkehrs und hüten das Heiligtum ihres Innern ängstlich vor indiskreten Blicken. Doch die stolze Verachtung, die sie für die Mehrzahl ihrer Zeitgenossen empfinden, hält sie nicht ab von unablässiger Arbeit am Volk, das Giuseppe Mazzini nicht als wirkliches, sondern als zu schaffendes betrachtet. Beiden fehlt es nicht an praktischem Sinn, der sich nicht mit einem Ideal in den Wolken begnügt, sondern alle Mittel und Wege zur Verwirklichung der Idee sucht und findet. In beiden lebt der gleiche Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, der gleiche unbeugsame Wille, der gleiche Tatendrang und die gleiche mystische Sehnsucht, die sich in Selbstaufopferung für ein Menschheitsideal von der Erdschwere unseres Daseins lösen will.

Die Seelenharmonie zwischen Mutter und Sohn ist so vollkommen, dass sie sich ohne Worte verstehen. Giuseppe sagt eines Tages zu einer Bekannten, dass er die Thymianblüte allen anderen Blumen vorzieht. Und genau an diesem Tag sendet ihm Mama Maria in ihrem Brief eine Thymianblüte. „Nun siehst Du, wie unsere Herzen sich verstehen,“ jubelt sie. „Wer kennt wie ich Dein innerstes Empfinden, Deine feinsten und tiefsten Regungen? Nicht einmal Du selber kannst glauben, bis zu welchem Grad ich mit Dir eingeworden bin; und wenn, was Gott verhüte, Du stumm wüdest und es auch für mich wärest, so würde ich doch, ohne einen Wink von Dir, alles verstehen, was Deine Seele verlangt, selbst den kleinsten Wunsch“ (29. Juni 1839).

Maria Mazzini hat unter der jahrelangen Trennung von ihrem Sohn¹⁾ und den Leiden und Gefahren seines Flüchtlingslebens unendlich gelitten, aber sie hat sich selbst und ihren Schmerz besiegt. Als Enrico Mayer sie im Jahre 1833 besuchte, während sie krank lag, brach sie im Augenblick des Abschieds in Tränen aus und drückte dem Freund ihres Sohnes krampfhaft die Hände, dann aber richtete sie sich in plötzlicher Selbstbeherrschung im Bett auf und sagte: „Ich danke Gott, dass er mir diesen Sohn gegeben hat“.

Giuseppe Mazzini war dem gütigen Schicksal, das ihm diese Mutter gegeben hatte, nicht weniger dankbar. Ihr vertraute er alles

1) Nur ein kurzes Wiedersehen war ihnen im Jahr 1848 in Mailand vergönnt.

an, was ihn bewegte, Freude und Schmerz, Grösstes und Kleinstes. In Augenblicken tiefster Verzweiflung klammerte er sich an sie: um ihretwillen wollte er leben. Sein höchster Wunsch war, seine Mutter im frei gewordenen Vaterland wieder umarmen zu dürfen. Ihr Tod war der schwerste Schlag, der ihn treffen konnte. Aber er fühlte ihren Geist in sich. „Meine Mutter ist mir gegenwärtig,“ schrieb er, „noch näher vielleicht als während ihres Erdenlebens. Ich fühle mehr und mehr die Heiligkeit der Pflichten, die sie anerkannte, und der Mission, die sie billigte. Ich habe nun auf der Erde keine andere Mutter als das Vaterland, und ich werde ihm treu sein, wie meine Mutter mir treu war“. In einem Brief an Emilia Ashurst¹⁾ drückt er den Wunsch aus, dass das befreite Vaterland die dreifarbige Fahne auf dem Grab Maria Mazzinis aufpflanzen möge, um dankbar den Einfluss anzuerkennen, den sie auf ihn ausgeübt hatte. Im Jahre 1870, nachdem die äussere Einheit des Vaterlandes verwirklicht, aber sein Traum von einem besseren, wahrhaft freien Italien zerbrochen war, besuchte er in tiefster Erschütterung ihr Grab; und der Gedanke an sie gab ihm Kraft, im bittersten Schmerz enttäuschter Hoffnung und grausamer Vereinsamung seinem ursprünglichen Ideal treu zu bleiben, Scheinerfolge zu verachten, sich nie mit dem Erreichten abzufinden und bis zum letzten Atemzug seinem Vaterland und der Menschheit den Weg zu höchsten Idealen zu weisen. Sein Dankgefühl ihr gegenüber ist mehr als der blossе Ausfluss kindlicher Liebe. Sie war ihm in der Tat mehr als Mutter, sie war eins mit ihm im Geiste. Aus ihrer starken Persönlichkeit stammt sein heroischer Glaube, sein nach dem Höchsten strebender Wille, sein Opfersinn. Ohne diese Grundlage seines Wesens, die er ihr dankt, wäre seine Mission undenkbar. Ihr seelisches Mitschwingen hat gewaltigen Anteil an seinem Lebenswerk. Nicht mit Unrecht hat einer der verdientesten Kenner der Geschichte ihres Sohnes sie „mazzinischer als Mazzini“ genannt. Sie ist die reifste, tiefste, edelste unter den grossen Frauengestalten des Risorgimento. Italien darf stolz sein auf diese Frau und glücklich über die Erhaltung ihrer Briefe, deren Verbreitung der nationalen Erziehung im höchsten Sinn wertvolle Dienste leisten wird, und die auch im Ausland bekannt zu werden verdienen, denn Maria Mazzini ist eine vorbildliche Mutter nicht nur für Italien.

Farbe und Form in der Schule.

Von Arnold Bosshardt, Kunstmaler, Zürich.

II.

In einem Lehrgang des Zeichenunterrichtes, der auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut ist, wird in höherem Masse, als es bis anhin geschah, auf die Entwicklungsstufen des Kindes Rücksicht genommen werden müssen.

¹⁾ Ausg. Richards, II, 31.